

Der Rheinflall in alten Bildern [Schluss]

Autor(en): **Thomann, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schmerzlich-ahnungsvollen Begreifen des Todes überschattet wurde. Ohne daß ich hierüber mit jemandem gesprochen hätte, begann sich in mir die Gewißheit festzusetzen, daß ich den Johann Merstallinger nicht mehr sehen würde. Und wie eines Morgens Madame Motchaline zu mir ins Zimmer kam und mit einem etwas verlegenen und unsichern Blick nach mir sah, der noch im Bett lag, verstand ich's gleich, was sie mir zu sagen gekommen war: daß in dieser Nacht der Knabe, mit dem ich zwei Jahre hier herumgegangen war und auf den ich mich übrigens kaum mehr besinnen konnte, wirklich gestorben war...

Ich stand sogleich auf und zog mich eilig und schweigend an. Und es kam mir sonderbar und unheimlich vor, daß ich auch heute wie alle Tage meinen Kaffee trank, daß die Madame mir gegenüber saß und Bente Gairo, der Portugiese aus Funchal, mir die Hand gab und sich, wie wenn eigentlich nichts vorgefallen wäre, nach meinem Befinden erkundigte.

Sobald es anging, holte ich meine Bücher und ging aus dem Haus. Wie ich aber mit dem Paß unterm Arm unten auf der Straße stand, ergab es sich, daß ich heute unmöglich ins Collège des Herrn Ferrier gehen konnte. Ich trieb mich ziellos und eigentlich auch ohne an den toten Johann Merstallinger zu denken unten am Seequai herum, sah den landenden und abfahrenden Dampfern zu und fütterte die Möven, die sich mit mißtönenden kleinen Schreien durch die blaue Herbstluft warfen. Und da es Mittag wurde, ging ich notgedrungen nach Hause. Oben öffnete ich die Lade von Jean und nahm den zwei Jahre alten, zerlesenen Kalender heraus, der ja nun also mir gehörte. Ich blätterte in dem seltsamen Vermächtnis Johann Merstallingers und fand auf einer der leeren Kalenderseiten von seiner Hand geschrieben eine genaue und sorgfältige Aufzeichnung aller Züge nach Oesterreich. Die Abfahrt des Schnellzugs von Lausanne war mit Stunde und Minute angegeben, und um die Ankunftszeit in Zistersdorf hatte der Knabe einen sauberen und sorgfältigen roten Kreis gezogen.

Am Nachmittage nahm mich Madame Motchaline mit nach La Sallaz. Wir gingen über den weißen Kies des Hospitalgartens, an geschorenen Buchsbeeten und bitter duftenden, dunkelroten Pelargonienbeeten vorüber bis zu einem kleinen einsamen Pavillon, in dem Johann Merstallinger gestorben war. Wir kamen aus dem warmübersonnten hellen Herbstabend in einen stillen, kühlen, weißen Flur, und Madame Motchaline ging mir voraus über eine steinerne Treppe in die erste Etage. Von der Luft hier im Hause wurde mir aber plötzlich so übel, daß ich nicht atmen zu können vermeinte und wie vom Fieber geschüttelt knapp an der ohne Laut hinter mir zufallenden Tür beinahe umfiel. Ein unerklärliches, nie empfundenes Angstgefühl trieb mir Tränen aus den Augen, und meine Zähne schlugen vor Rälte auf einander. Es war mir, als ob ich mich gegen ein grauenhaftes Verhängnis zur Wehr setzen müßte,

und indessen ich mir immer wieder mit den zitternden Fingern die Tränen aus den Augen wischte, vermochte mein verstörter Kopf nur den einen Gedanken zu fassen: ich wollte fort! Fort von hier, hinaus aus diesem weißen, schweigenden, steinernen Haus, in dem ein entsetzliches Geheimnis auf mich lauerte und mein hämmernder Herzschlag mir voraus zu jener Tür, jener Schwelle lief, über die ich nicht — noch nicht meinen Fuß setzen wollte.

Ich habe den toten Johann Merstallinger nicht gesehen. Denn ehe mich noch Madame Motchaline vermessen konnte, lief ich schon draußen über den klinkernden Sand des Gartens und durch die steilen Berggassen der Altstadt hinunter. Wie wenn ich einer entsetzlichen Gefahr damit entkommen müßte, hängte ich mein aufgestörtes Denken in den ruhevoll wiegenden Hall der Glocke, die von der Kathedrale zur Ratsversammlung läutete. Ich konnte gar nicht schnell genug vorwärtskommen; die Brandung des heranschlagenden Lätens trug mich aus der Bitterkeit und den Fährnissen jener jüngst vergangenen und nun schon so weit zurückliegenden Tage wieder in die Welt, die mir zu eigen war und der ich angehörte. Ich dachte mit überströmender Sehnsucht an den lieben, lustigen, nobeln Tagdieb Bente Gairo, ich liebte meinen Freund Mathieu, den Coiffeur, und eben, da ein leise verziehender Schmerz mit unsichern Fingern nach meinen Schläfen greifen wollte, befiel mich auf eine gewisse kleine Dame im apfelgrünen Gazerod, dieselbe, die im Elysium mit dem Reger Tommy Matchiche tanzte. Ich beschloß sogleich, Herrn Bente Gairo in mein Geheimnis zu ziehen, und lief, wie man nur mit fünfzehn Jahren aus der trüben und verwirrten Wirklichkeit in einen trostreichen Traum flüchten mag...

Den Kalender des toten Johann Merstallinger aber grub ich ganz tief unter meine Bücher... •

Und an dem nächsten roten, sonnigen Herbstnachmittag begraben sie meinen Kameraden auf dem katholischen Friedhof von La Sallaz. Unter vielen bekannten Gesichtern, namentlich des Herrn Ferrier und Madame Motchalines, wie auch meines Freundes Bente Gairo und Mathieu des Coiffeurs fiel mir eine etwas seltsam gekleidete alte Frau auf, die ganz vorn in der Reihe, hart am Rande der kleinen Grube stand und die ich niemals gesehen zu haben mich nicht erinnern konnte. Sie hatte ein etwas geschrecktes, dürriges und altjungerliches Gesicht und war still und grau und ersichtlich geehrt inmitten der würdigen und ernsthaften Totengesellschaft. Ich habe sie nicht sprechen hören, nur ihre Augen hingen voll Wasser, und ohne daß sie ihr farbloses, stilles und demütiges Gesicht verzog, rannen ihr die runden klaren Tropfen über die gefurchten Wangen. Es war die Tante aus Zistersdorf, die dem toten Schüler Merstallinger den letzten Gruß von den gelben Kornfeldern und dem Sonntagsläuten seiner Heimat überbrachte...

Der Rheinfall in alten Bildern.

(Schluß).

Die Römer schweigen über den Rheinfall. Die früheste Erwähnung des „Lauffen“ oder „Lofen“ finden wir in der Lebensbeschreibung des Konstanzer Bischofs Conrad I. im frühen Mittelalter. „Als aber,“ so heißt es da, „der Bischof Conrad (935—976) mit dem Heiligen Ulrich bei dem Schlosse Böfen stehend in dem Wasserstrubel bei dem Hin- und Herschäumen der Wellen zwei Vögel eintauchen und daraus wieder auftauchen sah, da merkte der Heilige Mann im Geiste, es möchten unter der Gestalt jener Vögel zwei Seelen verborgen sein, welche daselbst ob der Menge ihrer ehemals begangenen Frevelthaten ihre Reinigung durchmachten. Daher wurden beide im Innersten von Mitleid gerührt. Ulrich stand nicht an, die erste Messe für diese Verstorbenen zu halten, Conrad aber zögerte nicht, am gleichen Tage die zweite Messe gleichfalls

für sie zu verrichten, und so haben sie in ihrer Frömmigkeit und nach feierlicher Darbringung des Messopfers die Gestalten jener Vögel nicht mehr gesehen.“ Mittelalterliche Theologie, mittelalterliche Frömmigkeit, der Fall der furchtbaren, schrecklichen Ort, da die Seelen Verlorener unsterblich und hertreiben, bis sie durch die Gebete Heiliger Männer endlich zur Ruhe kommen! Nicht das großartige, erhebende Naturschauspiel — das Grauen und Entsetzen Einflößende ist's, was der Anblick des tosenden Falles in den Beschauern früherer Zeiten hervorrufft. Wie sollte es anders sein in jenen weit entlegenen Zeiten, da man in jeder außergewöhnlichen Erscheinung in der Natur die Behausung teuflischer Dämonen, Drachen und Höllengeister, den Menschen feindliche Mächte sah, da der Sinn für Naturbetrachtung und Naturgenießen den Menschen noch



Die heilige Katharina.

Glasgemälde (ca. 1519) der Kirche von Hindelbank vor der Berflörung.

völlig fremd war! Es wird immer als ein klassisches Beispiel der Weltabgewandtheit jener Zeiten gelten, wenn von dem Heiligen Bernhart, der in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts von Deutschland nach Italien reiste, erzählt wird, er sei den ganzen Tag dem Gestade des Vierwaldstättersees entlang gewandelt und hätte ihn nicht gesehen. Und doch, haben wir sie nicht auch heute noch, solche Naturen, die für das schönste Landschaftsbild keine Bewunderung und keine Freude übrighaben! So war's denn noch einige Jahrhunderte nach dem naturblinden Heiligen, daß die Schaffhauser es als etwas höchst Merkwürdiges, als Eigenheit ansahen, „daß einer dem Laufen zulieb, denselben zu sehen“ auf ungewohntem Wege in ihre Stadt einziehen könne. Sie hatten sich 1563, der Nat, 300 Geharnischte und Schützen, vor dem Obertor gegen die Steig hin versammelt, Kaiser Ferdinand I. feierlichst einzuholen. Da traf nach langem Harren die Kunde ein, daß der Kaiser von Neugaußen her der Stadt sich nähere. Eben „dem Laufen zulieb hätte er diesen absonderlichen Weg eingeschlagen“. Da rannte alles in wilder Hast nach dem „Mühlentor“.

Ein Italiener war's, der uns zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst wieder Kunde vom Rheinfall gibt, und von dieser Zeit an mehren sich die Bezugnahmen auf den Fall. Der vielgereiste, weltkundige und gelehrte Begleiter des Papstes Johann XXIII., Poggia, der voller Bewunderung eben in Konstanz den freudigen Märtyrertod des Hieronymus von Prag mitangesehen hatte, kam auf der Rückreise von jenem unheiligen Konzil am Rheinfall vorbei und schrieb an seinen gelehrten Freund in Florenz: „Auf unserer Straße sahen wir den Rhein von einem hohen Berge und dazwischenstehenden Klippen mit einem Lärm und einem Getöse herabstürzen, daß man glauben sollte, er bejammere selbst seinen Fall.“

In der Schwabenchronik des Ulmer Predigermönches Felix Faber vom Ende des Jahrhunderts lesen wir: „Wo aber der Rhein Hindernisse seines Laufes findet, wird er durch seine reißende Strömung so heftig gegen die im Wege stehenden Klippen getrieben, daß er durch das weithinrauschende Getöse der sich brechenden Wasser auch die entfernt Wohnenden mit Staunen erfüllt und Schrecken erregt bei denen, die ihn betrachten. Denn zwischen der Stadt Schaffhausen und Basel wird er, durch verschiedene Ursachen im Laufe angetrieben, von den Felsen der Gebirge eingeengt und erbraut mit so schrecklichem Getöse, daß der am Ufer stehende Mensch bisweilen glaubt, die Erde bewege sich unter seinen Füßen und zittere, besonders unterhalb Schaffhausens, wo der Rhein mit solchem Ungeklümm jählings in die Tiefe stürzt, daß dort durchaus keine Schiffe stromabwärts fahren können.“

Ergötzlich ist auch die Beschreibung, die der berühmte Sebastian Münster in seiner „Cosmographen“ vom Rheinfall entwirft: „Ein viertheil Meil oder minder under der Stadt laufft der Rhein durch vil Felsen und Schrosen, und da er zum understen Felsen kompt, fällt er oben herab durch etlich stoffelechtige Felsen, etwa zehn oder zwölf Klafter hoch. Es ist ein graufam Ding anzusehen. Dieser Fall heißt zu unsern Zeiten ‚am Lauffen‘. Es wird dies Wasser, so es oben herabfällt, zu einm ganzen Schaum; es stäubt überdieß gleichwie weißer Rauch. Da mag kein Schiff herabkommen, anders es zerfiel zu Stücken. Es vermögen auch keine Fische die Höhe dieses Fellsens übersteigen, wenn sie schon so lange krumme Zähne hätten wie das Meerthier Rosmarus oder Mors genannt.“

Bei Stumpf, dem Zürcher Chronisten, findet sich wohl die älteste poetische Beschreibung des Falles, ursprünglich lateinisch geschrieben. Sie stammt aus der Feder des englischen Gelehrten Gutbertus Hugonius, der das Poëm einem Schaffhauser Pfarrer bedizierte, zu freundlicher Erinnerung an seinen Besuch bei ihm.

Es zieht ein Tal sich hin, umkränzt von grünen Hügeln;
Als Frembling zog ich einst hier durch, mit mir allein.
Da drang mir in das Ohr ein mächtig Wellen-Rauschen.
Nicht anders als des Meers wildtobendes Gebraus.

Ich eile weiter, trete hin zum Stromes Rande
Und schaue mit Begier den jähen Schlund hinab,
Schau in der Wellen Schaum, gedenkend, daß die Tiefe
Den Wasserfall verbirgt, der Abenaden Haus.
Durch mächtige Felsen bricht der reißendste der Flüsse,
Stürzt aus der Höhe kühn zur tiefsten Unterwelt,
Zur tiefsten Unterwelt stürzt Rhenus schaumumflößen,
Steigt wieder dann zur Höh' in leichtem Staub empor.
Nilus vermöcht' es nicht, zu brechen solche Felsen,
Wie, Rhenus, du sie brichst, durch deiner Wasser Sturz!

Die Betrachtung ist hier schon eine völlig andere geworden. Der Bann, den böse Geister und Dämonen auf die Natur gelegt, ist gebrochen, Furcht und Schrecken sind gewichen, das Majestätische, Großartige der Erscheinung beginnt gewürdigt zu werden; auch hierin macht sich der befreiende Einfluß der Reformation geltend.

Diese Bewunderung, dieses liebende Sichhineinversenken in die Natur wird zur Naturbegeisterung und Schwärmerei im achtzehnten Jahrhundert, wo den Menschen in der Natur eine neue Welt aufgegangen ist. Witten in diese stürmische Gefühlspoesie hinein führt uns der große Zürcher Lavater (1771).

Wer gibt mir den Pinsel, wer Farben, dich zu entwerfen,
Großer Gedanke der Schöpfung! dich, majestätischer Rheinfall!

Nein du, Schwung des Gesangs, der Harfe rauschender Vollklang,

Nein, du erstiegst sie nicht, die Wuth des stürmenden Sturzes
Seiner Felsengebirge! Ha, wie er geschleudert daher schäumt!
Pfeile, vom Bogen gedrückt, ihr seid zu langsam! Ihr kriecht nur

Hoch zu den Flammen der Sonn', ihr fürchtbar wehenden Adler!

Bilder seid ihr mir nicht, nicht Schattenbilder der Schnelle
Von dem zerstäubenden Sturze des hochlebendigen Schneestroms,

Der an Felsen empor (er höhlt sie) über die Felsen
Braust, ein Wellengewitter, ein immer donnernder Donner.
Unter dir zittert die Erde! Der Fels bebt! Prächtiger Auf-
ruhr!

Wer, wer zäumt ihn, den Strom? Wer stellt die Brust ihm entgegen?

Sonnen hielte der auf, er hielt' im Zaume Kometen,
Löschte mit Winken die strömende Fluth des flammenden Erdballs,

Der ihn zäumte, den Strom, der immer allmächtiger fortrollt,

Höhen und Tiefen verschlingt, in weiß aufstehende Nebel
Seine Herrlichkeit hüllt und aus dem brausenden Aufschäum
Uebertäubend dem Schauenden ruft wie Stimmen der Meere:
Gott ist! Herrlich ist Gott! Ist Allmacht! Fühle, dein Nichts hier!

Und nehmen wir zu diesen überquellenden Worten noch die Tradition, wie sie entstanden, so schauen wir erst recht ins gefühlvolle Herz des Naturschwärmers des achtzehnten Jahrhunderts hinein. Es wird nämlich erzählt, Lavater habe, bevor er in höchster innerer Bewegung diese Strophen entwarf, in Gemeinschaft eines ruhigern Freundes aus Zürich auf der Felsz unter dem Schloß den Rheinfall betrachtet. Auf's heftigste erregt von dem überwältigenden Anblick machte er den überströmenden Gefühlen dort schon durch begeisterte Exclamationen und Gestikulatonen Luft, indes sein Begleiter still verwundert dastand. Das war Lavater unfählich; er stürmte in seiner bekannten Lebhaftigkeit mit Fragen und beredten Gebärden auf ihn ein: „Aber siehst du denn nichts? Hörst du denn nichts? Ist denn dein Herz von Erz und Stein?“ Und da alles nichts half, ihm dieselbe Begeisterung abzuwingen, vertraute er die Fülle seiner Empfindungen obigen Versen an. Wer der stillbewundernde Freund an Lavaters Seite war, vermag ich nicht zu sagen. Aber jedenfalls widerlich mutet einen bei solch erhabenem

Anblick jene blasierte Suffisance an, wie sie aus Mienen, Gebärden und Worten moderner Rheinfallobesucher etwa spricht und wie ihr einer sogar im früher dort aufgelegten Fremdenbuch Ausdruck gegeben:

Pourquoi s'extasier de toutes ces merveilles?

On en rencontre à chaque pas.

Pour mon coeur blasé Dieu les fit toutes pareilles.

Da war's doch noch ein ander Ding, wenn ein Graf Leopold Friedrich v. Stolberg angesichts des Rheinfalls schrieb: „Kein Schauspiel der Natur hat mich so ergriffen. Meiner Sophie wankten die Kniee, und sie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt hin nach dem Strom. Grauenvolles, doch seliges Staunen hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar das Praetens murren. Mit dem Gedanken an die geoffenbarte Macht und Herrlichkeit Gottes wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir, als ginge die Herrlichkeit des Herrn an mir vorüber, als müßte ich hinsinken auf's Angesicht und ausrufen: Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!“

In eigenartigem Gegensatz zu diesem Aufschwung der Seele zum Höchsten und Erhabensten steht ein Gedicht von Moriz Graf Strachwitz, das uns mitten in die öde Leere eines hoffnungslosen Pessimismus, einer innern Zerrissenheit hineinführt.

Du warst der erste Erdenpilger,
Der sich zerfüßt aus eigener Macht,
Du warst der erste Selbstvertilger,
Der erste Selbstmord ward vollbracht!

Und sahst du nun erfüllt dein Hoffen,
Sahst du den Himmel, ward er dein?
Noch immer steht der Abgrund offen,
Noch immer donnerst du hinein.

Nie sah man Raft in deinem Schlunde,
Seit du dein Haupt hineingebeugt;
Du stirbst zehnmahl in der Sekunde,
Und zehnmahl wirst du neu gezeugt.

Stets mußt du wandern, rollen, streben,
Ein Ahasver mit Doppelnot;
Es ist ein ew'ger Tod im Leben,
Ein ew'ges Leben in dem Tod.

Doch genug! Sie alle aufzuzählen, die den Rheinfall besungen, es wäre vergebliches Bemühen; denn ihre Zahl ist Legion. In ihren Liedern spiegeln sich doch nur des eigenen Herzens Gedanken, ihre Lieblingsgedanken, die nachgerufen worden sind durch den Anblick des grandiosen Naturschauspiels. Sie haben's so geschaut, wir schauen's vielleicht anders. Immer aber wird der „Laufen“ für Ungezählte seine nie veraltende Anziehungskraft behalten ...

Max Thomann, Embrach.

Die zwei Freunde.

Mit zwei Bildnissen.

Fast miteinander sind sie von uns gegangen, die uns im Leben so sehr an ihr Miteinander gewöhnt haben, daß wir es, und fällt uns der Verlust doppelt noch so schwer aufs Herz, nur natürlich finden, wenn der eine ohne den andern nicht bleiben

wollte, wenn Gaspard Vallette gestorben ist am gebrochenen Herzen beim Scheiden des Freundes Philippe Monnier.

Den Lesern der „Schweiz“ sind die beiden großen Genfer, wie wir sie wohl nennen dürfen in Anbetracht dessen, was sie für ihre Heimat und nicht zum mindesten eben als Genfer für uns andere gewesen sind, wohl vertraut. Ihre herrlichen Bücher haben Anlaß genug gegeben, von ihnen zu erzählen: die „Croquis de Route“, die „Promenades dans le Passé“, die „Reflets de Rome“, das „Livre de Blaise“, die „Venise au XVIII^{ème} siècle“*). Beide leben vor uns als Besitzer und Arbeiter der feinsten und höchsten romanischen Kultur, getragen von der saftigen Ehrlichkeit, dem tiefen Individualismus des Genfers. Ihr reiches Wissen trugen sie mit künstlerischer Einfachheit, mit schönster Menschlichkeit, und die Strenge ihres Fleißes verlor sich in der Grazie, mit der sie die edelsten Früchte ihres Suchens, Denkens und Fühlens schenkend verstreuten. So jung noch und so weise! Das war das beständige Staunen der Bevorzugten ihres Umgangs. Wie Lieblinge der Götter sind sie von der Höhe ihres Lebens uns genommen worden. Bei der Harmonie dieser Dioskuren, die neben der Vaterstadt Italien zur Heimat hatten — über das Verhältnis Genf-Italien ließe sich überhaupt ein Buch schreiben — kann man sich sagen, daß der genannten Gemeinsamkeit in den Zügen als Unterschied ein Kontrast gegenüberstehen wird, wie er eben zu einer vollen Harmonie gehört. Monnier, sagt man, vertritt mehr die Phantasie, Vallette ist mehr terre à terre. Das ist aber



Gaspard Vallette (1865–1911). Nach dem Bildnis von Henry van Muyden in der Sammlung des Cercle des Arts et des Lettres de Genève. Phot. Frédéric Boissonnas, Genf.

*) Ueber Gaspard Vallette vgl. den Essay (mit Bildnis) von Dr. Hans Trog in Jg. VII 1903, 571 ff., als Einleitung zu einer Uebersetzungsprobe aus den «Pages intimes», wie der letzte Teil der «Croquis de Route» betitelt ist; ferner hat Dr. Eugen Ziegler unsere Leser hingewiesen auf Philippe Monniers «Livre de Blaise» in der «Mauderei „Am Gymnasium“», vgl. «Die Schweiz» IX 1905, 383 f., 390 ff., auf sein «Venedig» XII 1908, 20 ff., 44 ff., auf Vallettes «Promenades dans le Passé» (X 1906, 552 ff., 575 f.) und auf dessen «Reflets de Rome» (XIII 1909, 471 f. «Führer durch Rom»).